



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Wahrheit auf der Bühne

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

selbst müssen), so fühlt man, wie es in Wahrheit um die Überzeugung beschaffen ist. Der Tag beherrscht alle diese Geister, und sie sind meist so bereit, sich auch dem kommenden Tage unterzuordnen, wie es die wütendsten Konventsmitglieder waren, sich in Ordnungsgendarmen und Polizeispizel des ersten Konsuls zu verwandeln. Wenn sich nur ein Tausendstel aller derer, die mit der kritischen Schreckensherrschaft, mit dem gewaltsamen Aufdrängen einer geistigen Nahrung, die nicht ihre Nahrung ist und niemals sein wird, unzufrieden und die Faust in der Tasche darüber empört sind, regen wollte, so würden wir bald genug davon erlöst sein. Glaubt man im Ernst, die Berliner Zeitungen, die gleichgiltig gegen die Fragen der Wissenschaft, der Kunst und der Litteratur die Befenner der „Moderne“ in ihren Spalten wirtschaften lassen, würden es auf den Verlust ihrer Abonnenten ankommen lassen, wenn ihnen täglich nur ein paar Duzend Postkarten ins Haus hagelten, die die wahre Gesinnung ihrer Leser ausdrückten? Glaubt man, daß diesem ganzen Geheze und Getreibe ein festes Prinzip, das zu Widerstand und Opfern befähigte, zu Grunde liege? Wenn je eine Schreckensherrschaft auf schwachen Füßen gestanden oder vielmehr auf schwachen Köpfen beruht hat, so ist es die neueste, die uns einschüchtern will, bis wir Rafael und Goethe für Böpfe, das Ekelhafte allein für charakteristisch und ein paar häßliche Erscheinungen eines jämmerlich kleinen Bruchtheils der Welt für die Welt selbst zu halten geneigt sind. Man mache die Probe an jedem beliebigen Tage und warte auf keinen neunten Thermidor!



Die Wahrheit auf der Bühne



ie Wohlthäter der Menschheit, die entdeckt haben, was all den Jahrtausenden vor uns verborgen geblieben war, nämlich was die Kunst sei, werden von unverbesserlichen Reaktionären (leider auch in diesen Blättern!) geschmäht und verspottet. Das ist kein Wunder. Es ist die heutige Form des Kreuzigens und Verbrennens, das sogar Goethe, der alte Popp, den wenigen in Aussicht stellt, die dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbaren. Und wie sollten unsre Schriftgelehrten und Phariseer, denen eingeredet worden ist, das Abschreiben der gemeinen Natur sei so wenig eine Kunst, wie das Abformen eines Reliefs vermöge des galvanischen Niederschlages, plötzlich ihren Irrtum einsehen und eingestehen, daß die Kunst um so größer ist, je gemeiner die Natur ist, die

sie abspiegelt! Auch ist der Widerstand ohnmächtig. Der Pöbel freilich, der auf den obersten Galerien des Schauspielhauses sitzt, begünstigt noch Auführungen, durch die er sich erschüttert und erhoben oder über das Einerlei des Alltagslebens hinweggetäuscht fühlt. Aber die Höhergebildeten huldigen immer entschiedener der neuen Richtung. Gerade die Bilder, von denen die Ungebildeten behaupten, man sehe auf ihnen gar nichts, üben auf die immer zahlreicher werdenden Kenner die größte Anziehungskraft aus. Kein Gemälde auf der letzten Ausstellung war stets so umlagert, wie der Kampf ums Dasein von Schmierinsky. Zuerst zog es durch seine Größenverhältnisse an (zwei zu drei Metern); hatten sich aber die Augen an das allgemeine Gelbgrau gewöhnt und darin den Novembernebel, den Kehrlichthausen, die beiden an einem Knochen zerrenden räudigen Räter und den mit einem goldnen Ringe davoneilenden Raben unterschieden, so war alles voll Bewunderung für die großartige Idee und die eminente Malerei und stimmte dem Ausspruche eines unsrer gewiegtesten Kritiker bei, das Bild sei von so packender Lebenswahrheit, daß sich der Beschauer unwillkürlich nach persischem Insektenpulver umsehe. Und was die modernen Theaterdichtungen betrifft, so sind sie längst nicht mehr auf die freien Bühnen beschränkt, das höhergebildete Publikum erzwingt ihnen den Zulaß zu den größten Hof- und Stadttheatern.

Die landläufige Behauptung, daß diese Richtung dem Volke Lebensmut oder Lebenslust stehle, ist einfach lächerlich. Wenn wir uns nach der „Premiere“ einer modernen dramatischen Dichtung in dem gastlichen Hause des Herrn Rosenstein versammeln, um den neuen Lorbeer unsers Freundes, der abermals einen so tiefen Blick und Griff in den Schmutz des heutigen Lebens gethan hat, mit Champagner zu begießen, wenn wir dann, behaglich in die Tiefe eines Plüschfauteuils oder eines mit persischen Teppichen belegten Divans versenkt, um uns blicken und nicht mehr eine öde, feuchte Kellerwohnung, sondern die warmen, taghell beleuchteten und mit tausend Kostbarkeiten ausgestatteten Salons sehen, nicht mehr durch übermäßige Arbeit und Hunger ausgemergelte Gestalten, betrunkene Eltern und verwahrloste Kinder sehen, sondern gepuzte, sorgenfreie, plaudernde und schäkernde Herren und Damen — dann überkommt uns erst recht das Gefühl des Wohlseins oder der Zufriedenheit mit dieser Welt. Der stets geistreiche Theaterreferent Dr. Schnatterwig pflegt dieser Empfindung Ausdruck zu geben, indem er der in Diamanten strahlenden Hausfrau zuruft: Königin, das Leben ist doch schön! Das soll Pessimismus sein?

Bei einer solchen Gelegenheit machte einer meiner Bekannten, ein ebenso tief- als freisinniger Berufsparlamentarier, allerdings die Bemerkung, ihm fange an bange zu werden. Die Kunst habe unverkennbar den Gipfel erstiegen, ein weiterer Fortschritt sei unmöglich, und jeder Stillstand die Einleitung zum Rückschritt. Ich mußte ihm im Prinzip recht geben. Deshalb ist es ja die

höchste staatsmännische Weisheit, in den Völkern die Unzufriedenheit immer rege zu erhalten, ihnen die augenblicklichen Zustände als die denkbar schlechtesten zu schildern. Allein ich konnte ihn damit trösten, daß der nie rastende Geist des Fortschritts stets neue Höhen entdecken würde, die noch zu erklimmen wären, und müßte er auch endlich noch so lustige Gerüste zu diesem Zwecke auführen. Übrigens seien wir noch gar nicht so weit und hoch, wie er meine. Die Andeutungen, die ich ihm darüber ex improviso gab, verdienen wohl, weitem Kreisen zugänglich gemacht zu werden, damit nicht der Irrtum, der meinen Freund bekümmerte, bei andern die so gefährliche selbstzufriedene Stimmung, ein Erlahmen im Vorwärtstreben erzeugt.

Es ist wahr, die großen Dichter und Maler der „Seztzeit“ haben viel erreicht. Sie sind unermüdlich beflissen gewesen, aus den Schatten- und Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft das Widerwärtigste und Trostloseste hervorzuziehen. Aber erschöpft ist der Vorrat noch lange nicht. Noch hat, so viel mir bekannt ist, niemand daran gedacht, die Zuchthäuser zum Schauplatz von Dramen zu machen, in denen doch die abstoßendsten Stoffe sozusagen haus- hoch liegen müssen. Mit Zuchthauskandidaten allein ist uns für die Länge nicht gedient. Mein Freund bemerkte dazu Sarkastisch, Gefängnisse und Strafhäuser werde es ja in der sozialen Gesellschaft nicht mehr geben. Und ich antwortete ihm in demselben Tone, wir dürften uns doch noch einer Zeit des Überganges erfreuen. Und wenn nicht, die Krankheiten des Körpers werde selbst Herr Bebel nicht wegdekretiren, es sei sogar unzweifelhaft, daß wir immer mehr Irrenhäuser würden bauen müssen. Lacht denn nicht unsern naturalistischen Dichtern das Herz im Leibe, wenn sie bedenken, welches Feld ihnen die pathologische Anatomie, Mikroskopie, Chemie u. s. w. eröffnen? Schüchterne Anfänge sind wohl in früherer Zeit gemacht worden, einige haben die Schwindsucht auf die Bretter gebracht, aber wie oberflächlich, dilettantenhaft — mit einem Worte: feig! Der moderne Dichter muß Medizinstudien, Kurse in den Krankenhäusern mitmachen, um mit der Gründlichkeit und Sicherheit eines Prosektors dem Publikum die zahllosen Leibsäden der unterdrückten Menschheit vordemonstriren zu können. Er darf nicht davor zurückschrecken, die ekelhaftesten Operationen auf die Bühne zu bringen, treu nach dem Leben.

Und, bei aller Bewunderung für unsre modernen Helden sei es gesagt, den Grundsatz „Treu nach dem Leben“ befolgen sie in der Regel nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit. Sie verlangen mit Recht von dem Zuschauer, der etwa noch an Phantasie leidet, daß er diese mit dem Oberrock in der Garderobe ablege. Sie selbst aber entäußern sich dieses Luxus nicht völlig. Fragt man, ob sie die in ihren Stücken mitgetheilten Vorgänge genau so mit angesehen, die dummen oder unflätigen Reden der handelnden Personen stenographisch aufgezeichnet haben, so erfährt man, daß sie Studien nach dem Leben frei benutzt haben für die von ihnen erfundene Handlung. Was erfunden ist, ist

aber doch nicht wahr! Läßt man sich einmal zu dem Zugeständnis an die Willkür des Dichters herbei, so giebt es keine Schranke mehr; wird die sogenannte poetische Freiheit wieder gestattet, so sitzen wir im Handumdrehen abermals in dem Sumpf des Idealismus, den die moderne Schule verdientermaßen so sehr verabscheut. Sie führen wohl zu ihrer Entschuldigung an, daß sie nur nach unten idealisiren, nicht nach oben, wie das früher Sitte war, die Menschen nicht so edel, so aufopferungsfähig, so zartfühlend machen, wie sie vielleicht manchmal sein können, sondern so gemein, eigennützig und roh, wie sich irgendetwas denken läßt. Und es muß ja zugegeben werden, daß dies etwas weniger verwerflich ist, aber zu billigen ist es nicht. Sind wir darüber einverstanden, daß Poesie und Kunst streng wissenschaftlich betrieben werden müssen, so versteht sich von selbst, daß jeder Zug in ihren Schöpfungen aus Akten und Protokollen geschöpft wird, und Dichter und Maler sich nicht die geringste Abweichung von dem „erhobenen Thatbestande“ erlauben. Dann wären sie auch imstande, jeden Widerspruch bündig abzufertigen. Die Kritik glaubt die und die Szene als unwahrscheinlich, die und die Äußerung als psychologisch falsch tadeln zu dürfen; nun wohl, hier ist der von zwei Zeugen bestätigte Befund, aufgenommen im Wirtshause zum blauen Bock am 12. Februar d. J. abends elf Uhr u. s. w. Auf dieser Höhe aber ist, ich wiederhole es, die Dichtkunst noch nicht angelangt.

Viel schlimmer steht es aber um die Darstellung; die Schauspieler sind weit hinter den Dichtern zurückgeblieben, obwohl einzelne bestrebt sind, den Spuren des großen Italieners Salvini zu folgen, der sich als Othello auf die unglückliche Desdemona stürzt, als wollte er sie mit Haut und Haaren auffressen, und sie dann wenigstens so würgt, daß sie förmlich zappelt. Doch fehlt es seinen deutschen Nachahmern an dem rechten Mute, sie möchten wohl, aber sie geniren sich im entscheidenden Augenblick. Bei Kleinigkeiten hat man früher schon gewußt, daß sich das Theater zu wenig um die Wahrheit kümmert, z. B. wenn jemand in der Mitte eines Zimmers, das im zweiten Stockwerk liegen soll, steht, den Blick auf ein gemaltes Fenster richtet und behauptet, er sehe einen Bekannten unten am Hause vorübergehen, oder wenn alle Leute unangemeldet in fremde Wohnungen, und sei es die Wohnung eines Fürsten, eintreten, oder wenn Monologe gehalten werden ohne Rücksicht darauf, daß nicht allein das gesamte Publikum, sondern sogar die Coulissenschieber jedes Wort mit anhören und folglich sehr leicht jemand dem Tyrannen oder dem Vormund oder dem Nebenbuhler die Anschläge des mit sich selbst sprechenden hinterbringen könnte. Es ist gerügt worden, bleibt aber beim alten. Da wird von einem argen Unwetter erzählt, man hört das Heulen des Sturmes und das Prasseln des Regens ziemlich natürlich; nun tritt einer ins Zimmer, giebt sich für durchnäßt aus, schüttelt den Mantel und schwenkt den Hut, aber kein Wasser spritzt herum und klatscht auf den Boden. Wo bleibt da die Wahrheit?

Erkläre man das meinetwegen für Lappalien — in ernstern Fällen geht es nicht anders her. Von einem Berliner Theaterdirektor Cersf, zu Deutsch Hirsch (einem Manne, der für seinen Beruf besonders deshalb geeignet war, weil er nicht lesen konnte, mithin vor der Gefahr behütet war, sich durch die Lektüre eines Schauspiels kaptiviren zu lassen), wird der Ausspruch erzählt, wenn in der Rolle Champagner stehe, verlangten seine Mitglieder echtes Getränk, aber anstatt des Giftes wollten sie Zucker haben. Das ist ganz bezeichnend. Vor einiger Zeit habe ich im Göß von Verlichingen eine Adelhaid von Walldorf gesehen, die, von den Häschern der heiligen Behme weggeschleppt, Töne von sich gab, daß man glaubte, sie müsse sich übergeben. Das war immerhin etwas. Aber kurz vorher hatte Weislingen gestöhnt: „Wie sind meine Nägel so blau!“ während ich doch durch mein Glas ganz deutlich seine Nägel rosenrot sah. Der Mann huldigte aber nicht einmal dem Vorurteil, daß die Bühne die Welt des Scheines sei. Den kalten Schweiß, von dem er redete, sah ich garnicht; natürlich, den konnte er sich nicht anschwitzen. Er hätte eben wirklich Gift nehmen müssen und bald hinterher ein Gegengift, da würde er sich ganz anders gekrümmt haben. Die superkluge Ästhetik hat den braven Mimen, die sich eine Blase mit Ochsenblut unter das Wams knöpften, damit, wenn der Dolch des Mörders die rechte Stelle traf, ein roter Strahl hervorsprang, das Handwerk gelegt. Und sie thaten doch das Einzigrichtige, da unsre veralteten Strafgesetze leider in solchem Falle die ganze Wahrheit nicht zulassen. Aber den Faustschlag ins Gesicht, den die Rolle vorschreibt, dem Gegner wirklich zu verfezen, kann unmöglich verboten sein; man will doch eine Beule auflaufen sehn, das ist das wenigste, was das Publikum für sein Geld verlangen kann. Außerdem nimmt es sich lächerlich aus, wenn der Schlagende zu voller Wucht ausholt und unmittelbar vor dem Ziele einhält, wie einer, der über den Graben springen will und an dessen Rande stockt. Oder stellen wir uns folgendes vor. Der Held hat seinen letzten Pfennig in Schnaps vertrunken, um zu vergessen, daß er in der schlechtesten aller Welten zu leben verurteilt ist. Zur Auffrischung seines Gedächtnisses wirft man den Betrunkenen auf die Gasse, er taumelt in den Schnee, schläft ein, erfriert. Wie wird das nun dargestellt? Ist der Schauspieler wirklich betrunken? Riecht man den Fusel? Liegt wirklich Schnee auf dem Podium? Keine Idee! Man merkt dem Manne ganz gut an, daß er mit Bewußtsein lallt und stolpert, und anstatt auf Schnee fällt er auf weißgetünchte Leinwand. Ja, auf der Bühne ist es so warm wie im Zuschauerraum. Das ist geradezu empörend, das zerstört jede Illusion, bringt die erhabne Dichtung um allen Effekt. Sie fragen nach dem Titel des Stückes? Geschrieben ist es meines Wissens noch nicht, aber kommen wird es sicher, nur Geduld.

Auf die schnöde Vernachlässigung der Atmosphäre möchte ich namentlich die Aufmerksamkeit lenken. Wie in dem gedachten Falle die eisige Temperatur,

so ist in vielen andern eine mit Miasmen erfüllte Luft ganz unentbehrlich. Wir müssen spüren, daß der Raum, in dem sich die soziale Tragödie abspielt, niemals gelüftet wird, wir müssen Kohlendunst, Tabaksqualm, Petroleum, stickstoffhaltige Speisen, Branntwein, alte Kleider und schmutzige Wäsche riechen, damit wir in die rechte Stimmung versetzt werden. Das Theater hat ja den großen Vorzug, nicht nur zu schildern, sondern unmittelbar auf alle Sinne wirken zu können. Warum will es die Nase, warum die Zunge, die bekanntlich dicke Luft zu schmecken vermag, zu kurz kommen lassen?

Übrigens brauchte auch die Malerei auf dieses Mittel des Ausdrucks nicht zu verzichten. Ein erfahrener Kunsthändler führte die Liebhaber dicht an seine Landschaften, damit sie den Waldesduft einatmen könnten, an den der Terpentingeruch in der That einigermaßen erinnert. Nichts hindert die Maler, die ohnehin jetzt mit allen möglichen höllischen Latwergen hantiren, den Siccativen Essenzen zuzusetzen, die den zur Situation passenden Duft entwickeln, Rosenöl, Alpenkräutereztrakt und was sonst die hochentwickelte Parfümerie bietet. Wie man sagt, werden die meisten sogenannten Wohlgerüche aus sehr unappetitlichen Substanzen gewonnen, also würden sich die letztern auch unverändert anwenden lassen, angemessen den Stoffen, für die unsre moderne Kunst Vorliebe hat.

Schön allein ist das Wahre, wenn es wahr bis aufs äußerste ist und den Sinnen nicht schmeichelt! — so lautet unser Motto, dem folget nach.



Das Volksschulgesetz

1



er neueste Entwurf des preussischen Volksschulgesetzes — wenn wir nicht irren, ist es der zweiundzwanzigste — hat einen keineswegs freundlichen Empfang gefunden, ist vielmehr einem Sturm der Entrüstung auf der einen Seite und vielen ernstern Bedenken auf der andern Seite begegnet. Und zwar ist dies geschehen, ehe noch der Wortlaut des Entwurfs vorlag. Man hat behauptet, daß dieses Gesetz die Schule bis zur Zeit Raumers und Mühlers, ja bis zur vorfridericianischen Zeit zurückwerfe, daß die Staatsoberhoheit zu Gunsten der Kirche abdanke, und ein bekanntes „Weltblatt“ meint, daß man diesem Entwurfe mit Schamröte im Gesicht gegenüberstehe.